

Vortrag auf der Fachtagung „Optimierung der Versorgung von Menschen mit Demenzerkrankungen in stationären Pflegeeinrichtungen in Rheinland-Pfalz“ des Medizinischen Dienstes der Krankenversicherung Rheinland-Pfalz am 19.01.2005 in Alzey

Dipl.-Psych. Cathrin Raasch (Psychologische Psychotherapeutin)

Personenzentrierte Pflege mit demenziell Erkrankten in Pflegeeinrichtungen

„Die Pflege demenzkranker Menschen ist eine der anspruchvollsten Aufgaben, die eine Gesellschaft zu vergeben hat“ (Tom Kitwood)

Würde ist etwas, das uns von anderen verliehen wird. Ebenso verhält es sich mit dem Erleben, eine vollwertige Person zu sein, dazu zu gehören, nützlich, anerkannt und von Bedeutung zu sein. Auch der schwer verwirrte, demenzkranke Mensch ist in diesem Sinne in allererster Linie ein soziales Wesen, angewiesen auf die Akzeptanz und die Unterstützung anderer, der Pflegenden, der Einrichtung, die ihn betreut – der Gesellschaft.

Der 1998 verstorbene britische Sozialpsychologe Tom Kitwood erkannte die elementare Bedeutung der „Sozialpsychologie“, also der grundlegenden Haltung, die einem Menschen – auch einem demenzkranken – entgegengebracht wird für dessen Wohlbefinden. Er bewertete auf geradezu revolutionäre Weise ebendiese Haltung als bedeutsamer für den Verlauf des Abbauprozess der Betroffenen als die neuropathologischen Veränderungen. Die These, dass eine das Personsein erhaltende, fördernde Umgebung – z.B. eine Hausgemeinschaft für demenziell Erkrankte– den Abbauprozess Demenzkranker verlangsamen kann, ja, dass es sogar zur so genannten „Remenz“, also der Wiederkehr verlorener Fähigkeiten kommen kann, wird von Pflegepraktikern mittlerweile weltweit bestätigt.

Was verbirgt sich aber nun hinter dem Begriff „personenzentrierte Pflege“?

Laut Kitwood hängt das Wohlbefinden eines jeden Menschen davon ab, inwieweit sein elementares Bedürfnis nach Liebe von anderen beantwortet wird.

Im Unterschied zu geistig gesunden Menschen kann ein demenzkranker allerdings in diesem Sinne nährende, gute Begegnungen nicht mehr aus eigener Kraft initiieren. Er ist in diesem zentralen Lebensaspekt vollständig auf die ihn umgebende Situation, also die Pflegenden und die Einrichtung, in der er lebt, angewiesen.

Bei einem demenzkranken Heimbewohner drückt sich das Grundbedürfnis nach Liebe in unterschiedlichen Bereichen aus: Da ist zunächst der Wunsch nach Bindung, d.h. zu erleben, dass man von einem vertrauenswürdigen Gegenüber anerkannt und gekannt wird und in seiner Verwirrtheit und seinem Gefühlschaos gehalten und getröstet wird.

Das Bedürfnis nach Bindung haben Menschen von Kind an und ganz bestimmt im Rahmen der mit der Demenz verbundenen Verluste und Verunsicherungen. Eine Pflegeeinrichtung kann dem entgegenkommen, indem sie eine möglichst konstante Betreuungssituation schafft, etwa im Rahmen von Bezugspflege. Eine solche intensivere Pflegesituation macht es möglich, dass die Pflegenden die Bewohner kennen und ihre gefühls- und verhaltensmäßigen Äußerungen passend beantworten können. (Voraussetzung hierfür ist allerdings, dass die Pflegenden sich auch auf eine solche engere Beziehung einlassen wollen.)

Das Bedürfnis nach Trost wird beantwortet, wenn sich Pflegende authentisch und würdevoll auf das erlebte Leid der Bewohner einlassen, selbst wenn es in der tatsächlichen Situation gar nicht passend oder nachvollziehbar erscheint. Hierzu erfordert es hohe soziale Fähigkeiten bei den Pflegenden, bei deren Entwicklung eine Einrichtung durchaus unterstützen kann: Zum einen, indem sie ihre Mitarbeiter auch achtsam behandelt, zum anderen, indem sie durch Fortbildung und Supervision diesem hohen Anspruch Rechnung trägt.

Dann ist da das Bedürfnis des Erkrankten, den Kontakt zu seiner eigenen Identität zu behalten, zu wissen, wer man ist, was man kann, wo man herkommt. Auch hierfür braucht ein demenzkranker Heimbewohner die Pflegenden, die, etwa durch Biographie- oder Erinnerungsarbeit, immer wieder die geeigneten Anfangsfäden für die altvertraute Fähigkeit oder die befriedigende Erinnerung

bereithalten („na Frau Schmidt, was sagt denn die Schneidermeisterin zu so einem Stöffchen?“). Es geht darum, den Erkrankten „Heimspiele“ zu ermöglichen, um den Anschluss zu den erfolgreicher Phasen ihrer Lebensgeschichte zu bekommen.

Schließlich ist da noch der jedem Menschen innewohnende Wunsch nach sinnvoller Beschäftigung. Heimbewohner, die wischen oder räumen, versuchen nichts anderes, als sich nützlich zu machen. Im reizarmen Alltag einer klassischen Pflegeeinrichtung wirken solche Verhaltensweisen oft störend und (verhaltens-)gestört. Würde man in ihnen jedoch den zugrunde liegenden Antrieb erkennen und diesen beantworten, so könnte man den Bewohner z.B. im Rahmen der ihm verbliebenen Fähigkeiten in den Haushalt einer Hausgemeinschaft einbeziehen und ihm auf diese Weise das Gefühl, wertvoll und nützlich zu sein, (zurück-)geben.

Ebenso verhält es sich mit dem Bedürfnis demenzkranker Heimbewohner nach Einbeziehung. Diese gelingt in einem segregativen Betreuungsangebot sicher unproblematischer als in integrativen, wo die verwirrten von den „fitten“ Bewohnern und dem Personal häufig ausgegrenzt werden. Wie soll man auch Angebote machen, die allen gerecht werden? Wie könnte man es auch einem orientierten Bewohner absprechen, sich z.B. vor den Essgewohnheiten eines demenzkranken Mitbewohners zu ekeln?

Eine einbeziehende Lebenssituation muss für einen demenzkranken Heimbewohner ermöglicht und gestaltet werden. Sie ergibt sich nicht von selbst. Voraussetzung ist die Bereitschaft einer Einrichtung, das Personsein der Erkrankten erhalten zu wollen, selbst dann wenn fast alle Fähigkeiten verloren sind.

In diesem Sinne spiegelt sich in einer personenzentrierten Haltung demenzkranken Heimbewohnern gegenüber tatsächlich die Fähigkeit einer Gesellschaft, einer Einrichtung oder eines jeden Pflegenden wider, einen Wert im Sein zu finden, der über das reine Funktionieren hinaus geht und somit das Leben auch mit seinen Schattenseiten akzeptieren und sich vertrauensvoll darauf einzulassen zu können.

So oder so ähnlich ist es wohl auch gemeint, wenn Kitwood die Pflege demenzkranker Menschen als größte Herausforderung für uns alle bezeichnet.